

Neue Mündlichkeit

Die Verhandlungen des Germanistentags in Kiel

Wie sieht die „Germanistik für das 21. Jahrhundert“ aus? Antworten darauf durfte sich erhoffen, wer den Germanistentag in Kiel besuchte, denn unter diesen ambitionierten Titel hatten die Veranstalter die Tagung, die sich an Hochschulgermanisten und Deutschlehrer gleichermaßen wendet, gestellt. Um es vorwegzunehmen: Was in den zwölf Sektionen verhandelt wurde, die einen weiten Bogen von der Erzählforschung über die literarische Kanonbildung, den Orthographieunterricht und die Sprachgeschichte bis zur Filmsemiotik und der Digitalisierung des Lesens und Schreibens spannte, waren im Prinzip dieselben Fragen und Probleme, die das Fach schon seit den siebziger Jahren in immer stärkerem Maße beschäftigen.

Damals geriet die Hochliteratur als Unterrichtgegenstand in den Ruch abgestandener und elitärer Weltfremdheit. Zugleich wurde die Orthographie als Instrument bürgerlicher Repression entlarvt, die vor allem in der Substantivgroßschreibung ihre hässliche Fratze zeige. Diese ideologische Begleitmusik ist zwar weitgehend verklungen. Eingenistet aber hat sich seitdem eine latente Unsicherheit: Welche Normen sollen der sprachlichen und literarischen Bildung zugrunde liegen? Die neuen Sprach- und Schreibformen des Internets, die immer deutlicher

wer diese unterschiedlichen Sprachformen kennt, beherrscht und in den passenden Situationen einzusetzen weiß, ist wirklich der Sprache in ihrer ganzen Bandbreite mächtig. Dass Orthographie und Literalität schon von selbst reifen würden, hat sich als Irrglaube herausgestellt.

SMS, Chats und Twitter haben in kürzester Zeit eine Fülle unterschiedlicher Formen des Sprechschreibens hervorgebracht, die für Linguisten ein faszinierendes Forschungsfeld darstellen. Doch was bedeuten diese Entwicklungen für die deutsche Standardsprache? Löst sie sich auf in eine ebenso bunte wie unübersichtliche Fülle von Codes, die nur noch die jeweiligen Communities beherrschen? Dieses Thema beleuchteten Christa Dürscheid (Zürich), Franc Wagner (Luzern) und Karina Frick (Zürich) aus unterschiedlichen Perspektiven. Sie stellten eine Reihe von Studien vor, die auf einer breiten empirischen Grundlage zeigen, dass zumindest bislang Jugendliche durchaus zu trennen wissen zwischen den Anforderungen eines Bewerbungsschreibens oder eines Aufsatzes und denen des Chat-Geplauders oder einer Diskussion im Internetforum.

Dabei spielen die technischen Rahmenbedingungen für die sprachliche Form eine weitaus geringere Rolle als lange an-

zutage tretende Vielsprachigkeit durch Einwanderung und eine – zumindest gefühlte – Beschleunigung des Sprachwandels haben den Orientierungsbedarf noch erhöht, denn sie berühren die Grundlagen der Germanistik und des Deutschunterrichts gleichermaßen: Was ist heutzutage eigentlich „richtiges Deutsch“? Was müssen Schüler – und Lehrer – wissen und können?

Die von Sprachwissenschaftlern gern und gebetsmühlenartig vorgetragene Weisheit, dass sich Sprache ja sowieso verändert – sonst würden wir doch immer noch indogermanisch sprechen, nicht wahr? –, nützt im Klassenzimmer wenig. Der Lehrer muss die heute gültigen Standards vermitteln, damit die Schüler sich auch außerhalb ihres Milieus verständigen können und beruflich und gesellschaftlich nicht ins Abseits geraten. Die Defizite im Lesen und Schreiben, die durch eine Reihe von Untersuchungen zutage gefördert wurden, haben das Bewusstsein dafür, dass eine moderne Standardsprache Normen braucht, wieder geschärft. Das gilt auch für die orthographische Korrektheit, die lange Zeit in der Sprachdidaktik als nicht so wichtig angesehen und durch eine vage definierte „Angemessenheit“ ersetzt wurde.

Christa Röber (Freiburg i. Br.) machte deutlich, dass es im Rechtschreibunterricht nicht darum geht, willkürliche Regeln einzupauken, die nur dazu dienen, Laute wiederzugeben. Vielmehr lässt sich die Rechtschreibung – deren Regeln viel rationaler als ihr Ruf sind – gut als Vehikel einsetzen, um Kindern Einsichten in grammatische Strukturen zu vermitteln und ihnen zu zeigen, dass Schriftsprache ein eigenständiges und differenziertes Medium der Kommunikation darstellt, das sich von der mündlichen Umgangssprache stark unterscheidet. Erst

genommen. Wichtig sind die sozialen Normen der jeweiligen Kommunikationssituation: Die formvollendete SMS ist ebenso möglich wie der schlampig geschriebene Papierbrief. Auch die Normbrüche des digitalen Schreibens mit seinen Verschleifungen, Dialektelelementen und Lautmalereien sind am Ende wieder normgesteuert: Wer will sich, wenn die Regellosigkeit zur Regel wird, schon durch Duden-Treue zum Außenseiter machen? Doch auch, wenn die Jugendlichen prinzipiell in der Lage sind, die Formen zu trennen – es gibt insgesamt einen Trend zu größerer Mündlichkeit und Informalität auch in mehr oder weniger offiziellen Schreiben.

Dieser Hang zum Parlando-Stil wurde allerdings schon in den neunziger Jahren festgestellt, noch bevor Handy und Internet ihren Siegeszug antraten. Er ist wohl mehr einer allgemeinen Lockerung gesellschaftlicher Konventionen geschuldet als den Merkmalen der neuen Kommunikationstechniken. Deren sich immer stärker beschleunigende Entwicklung hält eine Germanistik, die hier beschreibend und erklärend Schritt halten will, in Atem. Waren gestern noch Untersuchungen zur SMS-Kommunikation auf der Höhe der Zeit, so müssen jetzt WhatsApp-Datensammlungen aufgebaut werden, denn dieses Programm ist dabei, der SMS den Rang beim Nachrichtenaustausch per Mobiltelefon abzulaufen.

Das hat auch sprachliche Konsequenzen: WhatsApp bietet umfangreiche Emoticon-Tastaturen und die Möglichkeit, Bilder und Videos in die Nachricht einzubauen. Das dürfte die sowieso schon vorhandene Tendenz, Worte durch visuelle Symbole zu ersetzen, noch verstärken. Warum noch umständlich beschreiben, wozu man einlädt, wenn man die Käse- und Wein-Taste drücken kann? WOLFGANG KRISCHKE